lichen Diebstählen, bei Wassergefahr und sonstigen Unfällen in Wirksamkeit treten; sie sind bestimmt, die Telegraphenanlagen auch außerhalb der Telegraphendienststunden, insbesondere während der Nacht, für die bezeichneten Zwecke nutzbar zu machen. — Hierzu ist es erforderlich, daß die Telegraphenanstalten bez. Hilfsstellen, soweit die betreffenden Dienststellen nicht bereits im Interesse des amtlichen Telegraphenbetriebes mit Weckvorrichtungen versehen sind, oder noch versehen werden, eine solche unter Umständen im Schlafzimmer des Vorstehers der Anstalt aufzustellende Vorrichtung erhalten, für deren Beschaffung von dem Antragsteller für jede Stelle 50 M. ein für alle Mal zu zahlen sind. Die Mitwirkung der Telegraphenanstalten bei Übermittelung der Unfallmeldungen bez der telegraphischen Nachrichtenbeförderung erstreckt sich im übrigen nur auf die Übermittelung und Bestellung der betreffenden Meldungen an den Adressaten; zur selbstständigen Abfassung und Absendung von Unfallmeldung sind die Telegraphenbeamten ebensowenig in der Lage wie zu einer weiteren Veranlassung auf die eingegangene Unfallmeldung oder zu einer weiteren Verbreitung derselben. In diesen Beziehungen hat vielmehr der Hilfesuchende oder dessen Beauftragter, eventuell unter Benutzung des Telegraphen gegen Zahlung der tarifmäßigen Gebühr, die geeigneten Aufträge zu erteilen. — Der hohe Wert der getroffenen Einrichtung besonders für entlegenere gewerbliche Anlagen, sagt schließlich der „R.-A.", leuchtet ohne weiteres ein, da durch dieselbe oft genug eine rasche Herbeiziehung von Hilfe bei Unfällen verschiedener Art möglich sein wird. Im Hinblick hierauf erscheint es für die Berufsgenossenschaften ratsam, ihre Mitglieder auf die Einrichtung der Unfallmeldestellen aufmerksam zu machen und in geeigneten Fällen zur Benutzung derselben anzuregen.

— Aus Schlesien, 29. August, wird geschrieben: Der Grenzverkehr mit Rußland hat in den letzten Tagen allerlei Erschwerungen von seiten der russischen Regierung erfahren. Alle Deutschen, die in Geschäften nach Rußland gehen, werden von der Fremdenpolizei einer Kontrolle unterworfen, die bisher im Zarenreich nicht üblich gewesen ist. Dabei wird ein strenger Unterschied zwischen Christen und Juden gemacht. Während es bisher genügte, daß sich die deutschen Geschäftsleute unserer Provinz, gleichviel welches religiösen Bekenntnisses sie waren, ihren Paß vom russischen Konsul in Breslau behufs etwa notwendiger Legitimierung visieren ließen, müssen jetzt christliche Reisende, die in Rußland Geschäfte machen wollen, ein Gildenpatent (Gewerbeschein) lösen, wofür bei jedem Eintritt nach Rußland 42 Rubel oder ein- für allemal, d. h. für ein Jahr reichend, eine Steuer von 718 Rubel zu entrichten ist. Die schlesischen Kaufleute jüdischen Glaubens dürfen dagegen in Rußland gar keine Geschäfte machen. So wurde erst dieser Tage ein angesehener jüdischer Kaufmann aus Gleiwitz, der schon jahrelang Lodz besucht, vom dortigen Polizeimeister aufgefordert, das Land zu verlassen; denn innerhalb 24 Stunden müßten nach der bestehenden Verordnung alle jüdischen Geschäftsreisenden ausgewiesen werden. Der ausgewiesene Kaufmann aus Gleiwitz hat sich beschwerdeführend an das Ministerium nach St. Petersburg gewandt, ob er aber die Aufhebung dieses Ukas erzielen wird, ist bei dem von der russischen Regierung seit Jahr und Tag gegen Deutschland beliebten Absperrungssystem kaum zu erwarten. Hat doch die Regierung in St. Petersburg kein Bedenken getragen, erst im März d. Js. kraft eigener Machtvollkommenheit ganz urplötzlich die Giltigkeitsdauer der sogenannten Haldpässe, d. h. der Ausweisscheine, welche vom Landrat des Kreises ausgestellt und von den einzelnen Polizeiverwaltungen unentgeltlich verabfolgt werden, von 14 auf 8 Tage herabzusetzen, obwohl eine solche einseitige Maßregel staats- und völkerrechtlich deshalb unerlaubt ist, weil die gegenseitige Anerkennung dieser vierzehntägigen Haldpässe auf einem zwischen Preußen und Rußland schon im Jahre 1835 geschlossenen Staatsvertrag beruht. Hat doch ferner der Landrat (Ratschelnik) von Bendzin erst vor einigen Monaten die Anordnung getroffen, daß diejenigen schlesischen Fleischer, welche in den polnischen Marktorten Viehein käufe machen wollten, zuvor einen Gewerbeschein lösen mußten, der so teuer war, daß der Preis dafür einem gänzlichen Viehein kaufsverbot gleichkam. Ebenfalls im Rahmen dieser der deutschfeindlichen Gesinnung entsprungenen Grenzverkehrerschwerungen liegt die auch erst vor einigen Monaten von der russischen Regierung angeordnete Beschränkung, die jetzt freilich schon übertrumpft ist, daß Schlesiern israelitischen Bekenntnisses der Eintritt nach Rußland nur gegen kostenpflichtige Lösung eines Jahrespasses gestattet wurde und daß man allen Inhabern von Pässen die Pflicht auferlegte, persönlich, und wenn dazu auch zehn Meilen Weges zurückzulegen wären, vor dem Austritt aus dem Zarenreiche das Visum des Ratschelnik (Landrats) des Bendziner Kreises einzuholen. Man begreift alle diese von der russischen Regierung beliebten Maßnahmen nur, wenn man bedenkt, daß sie alle in der Absicht getroffen werden, um das deutsche Element von der Grenze fernzuhalten.

— Seit mehreren Jahren hat man sich am Niederrhein damit beschäftigt, die Handweber der Seiden- und Sammetindustrie, deren wirtschaftlicher Rückgang bei der Ausdehnung der mechanischen Weberei besiegelt ist, einer anderen gewerblichen oder sonstigen Beschäftigung zuzuführen. Um ihnen diesen Übergang, dem sich neben den sonstigen Schwierigkeiten aller Art vielfach auch die im Laufe der Jahrzehnte mächtig gewordene vom Vater auf den Sohn vererbte Gewohnheit entgegenstellt, in jeder Hinsicht so viel als möglich zu erleichtern, haben u. a. die an manchen Orten bestehenden Unterstützungskassen Prämien auf die Ergreifung eines anderen Berufszweiges für die Handweber ausgesetzt und auch sonst geschieht von Staats und Gemeinde wegen mancherlei, um diesen Wechsel in der Berufswahl zu fördern, obschon noch vieles in dieser Beziehung zu thun übrig bleibt. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind aber auch, der „M. Ztg." zufolge, die in einigen Kreisen angestellten Versuche, die in der Industrie überschüssig gewordenen Kräfte der Landwirtschaft, im besonderen der Obst- und Gemüsezucht, zuzuführen. Bereits vor ein paar Jahren wurden von einzelnen Gemeinden bis dahin weniger ergiebig gewesene Ländereien durch Meliorationen aufgebessert, um parzellenweise den beschäftigungslosen Webern im Pachtverhältnis überlassen zu werden; Gemüseversuchsfelder wurden hergerichtet, Obstbaumschulen angelegt u. s. w. Die im Kreise Gladbach getroffenen bezüglichen Veranstaltungen sind dieser Tage von dem Düsseldorfer Regierungspräsidenten Frhrn. v. Berlepsch einer Besichtigung unterzogen worden, und nach dem, was in den örtlichen Zeitungen über die dabei gemachten Beobachtungen verlautet, sind die Versuche sehr ermunternd ausgefallen, so daß die Hoffnung berechtigt erscheint, durch eine umfassendere Aufnahme dieser Kulturen wenigstens einem Teil der notleidenden Bevölkerung dauernd eine neue Erwerbsquelle in ihrer Heimat zu erschließen.

Wien, 1. September. (W. T. B.) Se. Majestät der Kaiser trifft morgen früh 6 Uhr aus Ischl hier ein und wird im Laufe des Vormittags den Minister Josipovich behufs Abnahme des Eides in Audienz empfangen. Am Abend 8 Uhr begiebt sich der Kaiser mit einem militärischen Gefolge zu den Manövern nach Galizien, wohin der Erzherzog Rainer bereits heute mittag abgereist ist. — Der Fürst von Montenegro ist mit dem Erbprinzen heute abend 8 Uhr nach Cetinje, der Fürst Nicolaus Dolgorucki nach St. Petersburg und der Gouverneur Fürst Scherwatschitze nach Tiflis abgereist.

[illegible] **Paris**, 31. August. Der Graf v. Paris erläßt heute an die Wähler ein Manifest. Die Blätter beschäftigen sich natürlich eingehend mit der Kundgebung, in welcher sich der Graf v. Paris zum ersten Male direkt an das Volk wendet.

Der „Gaulois" sagt: „Diese ehrlichen aufrichtigen Worte werden selbst von den Gegnern mit Achtung vernommen werden. Für die Royalisten ist der Weg jetzt bestimmt vorgezeichnet. . . Ohne etwas von seinen Rechten aufzugeben, wendet sich der, welcher die Wiedereinsetzung seiner Herrschaft nur vom Volkswillen erwartet, an Republikaner, Bonapartisten und Boulangisten, und alle können diesem Rufe folgen, ohne auf ihre eigenen Ansichten zu verzichten, dann werden sie nur der Sache Frankreichs dienen. Weder durch Straßenaufruhr, noch mit Hilfe der Armee wollen wir zur Herrschaft gelangen, nur durch gesetzliche Mittel: durch die Verfassungsdurchsicht, welche alle ehrlichen Bürger annehmen können. Die Zukunft gehört dann dem Würdigsten, der am muthigsten gekämpft hat. Marschieren wir jetzt unter dem Rufe: „Es lebe Frankreich!" Und wenn wir wollen, daß am Tage, bei der großen Befragung des Volks, alle rufen: „Es lebe der König!", so müssen wir Royalisten sie dazu zwingen, indem wir immer die Ersten, die Muthigsten und Entschlossensten im Kampfe sind." — Die „Autorité" findet in der Kundgebung nur eine Bestätigung der bisher von ihr verfolgten Politik. Der Graf, bemerkt das Blatt, sei nicht in veralteten Staatslehren befangen, sondern stehe im Denken und Handeln mitten in seiner Zeit. Er weise kein Mittel zur Bekämpfung der Republik zurück und werde sich an alle Franzosen. Er kämpfe und reiche gleichzeitig beide Hände zur Versöhnung. — Der Graf v. Paris spricht sich, nach Ansicht Magnards, im „Figaro" in einer überaus edlen Sprache für den Plan aus, daß die Kammer nur dazu berufen werden solle, eine Versammlung zur Verfassungsdurchsicht zu ernennen. Der Boulangisten gedenkt er nur ganz flüchtig. — Der „Rappel" bezieht sich auf die Vorschrift des Grafen, die Royalisten sollten die nicht als Feinde ansehen, welche dieselben Gegner bekämpften, und fährt fort: „Das ist klar. Wähler, die ihr euch noch für Republikaner haltet, indem ihr für Boulangisten stimmt, denkt über diesen Satz des „Königs" nach." — Der „Mot d'ordre" spottet über den Grafen v. Paris: Die Kundgebungen Boulangers hätten ihm keine Ruhe gelassen, jetzt erlasse er selbst eine. Nie sei eine Abdankung vollständiger und kläglicher gewesen. Die Komödie sei aus und mit den Tuaillen sei es aus. — Die seit drei Tagen unter Bergoins Leitung erscheinende boulangistische „Republique" klagt darüber, daß der Graf sich an alle Parteien gewendet und nur die Boulangisten übersehen habe. „Sie bekämpften den allmächtigen Opportunismus mit mehr Eifer als die Royalisten, sähen aber die einzig mögliche Lösung von den jetzigen Übeln in der Republik. Die Unkenntnis der Volksströmungen und die ungeschickte Berufung auf die religiösen Gefühle hätten den Grafen beim Volke mißliebig gemacht. Er vertrete die Vergangenheit, den Boulangisten gehöre die Zukunft. Die beste Monarchie mit ihren unvermeidlichen Umwälzungen und Gegenströmungen wiege beim Volke nicht einmal die mittelmäßigste Republik auf." — „Paris" führt aus, daß der Graf v. Paris mit seiner Weisung an die Royalisten, überall, wo sie keine eigenen Kandidaten aufgestellt hätten, für diejenigen Boulangers zu stimmen, in dem Streite zwischen dem „Zwölferausschusse" der Rechten und den entschieden königlich und kirchlich Gesinnten zu Gunsten des ersteren Partei ergriffen habe. Die „Gazette de France" ist jedoch anderer Meinung oder stellt sich wenigstens so; sie ließ aus dem Manifeste heraus, daß das „Zwölferkomitee", weit entfernt, die Politik des Grafen v. Paris zu vertreten, vielmehr dem ausdrücklichsten Willen desselben zuwiderhandelt, wenn es monarchistische Kandidaten zu Gunsten von bonapartistischen und boulangistischen bekämpft und auf die Seite schiebt. . . . Der Graf von Paris will, daß die monarchistischen Kandidaten energisch unterstützt und verteidigt werden und fordert als wahrer christlicher König die Konservativen und Katholiken lebhaft auf, denselben zum Siege zu verhelfen. . . . Die Monarchisten haben die Pflicht, überall Kandidaturen aufzustellen." Wenn das Manifest von den Royalisten so widersprechend aufgefaßt wird, so hat der Graf von Paris offenbar „beaucoup parlé pour ne rien dire."

— Wie in Nizza, Marseille und Toulon wurde die aus 72 Personen bestehende italienische Arbeiterabordnung auch in Lyon begeistert empfangen. Bei einem vom Gemeinderate gegebenen Frühstücke sprach ein französischer Arbeiter heftig gegen den Dreibund, der Rechtsanwalt Frati redete über die Preßfreiheit. Heute abend treffen über Modane 200 weitere Italiener ein. In Paris wird die Abordnung feierlich am Bahnhofe empfangen werden.

— 29. August. (Post.) Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, nachdem jetzt mit der Ausschreibung der allgemeinen Deputiertenwahlen auf den 22. September die Wahlperiode offiziell eröffnet ist, einige kurze statistische Rückblicke auf die früheren Wahlen zu geben. Wir lassen die Assemblée Nationale beiseite, die unter ganz speziellen Bedingungen zu stande kam. Ursprünglich eine starke royalistische Majorität enthaltend, wurde diese Assemblée durch spätere Nachwahlen allmählich derartig im republikanischen Sinne geändert, daß sie am 25. Februar 1875, allerdings nur mit einer Stimme Majorität, die Verfassung votierte, welche die Republik in Frankreich zur gesetzlichen Staatsform erhob. Die dann am 20. Februar 1876 und in den Stichwahlen des 5. März gewählte erste Deputiertenkammer zählte 355 Republikaner und 171 Konservative oder Monarchisten, darunter 30 konstitutionelle Monarchisten, welche die Verfassung mit votiert hatten. Diese Kammer hatte nur eine kurze Existenz. Sie wurde am 16. Mai 1877 durch das Ministerium Broglie aufgelöst, welches die Neuwahlen am 14. Oktober 1877 vornehmen ließ. Trotz des ausgeübten gewaltigen Drucks seitens der Regierung der moralischen Ordnung verblieb den Republikanern die Majorität. Die Kammer vom 14. resp. 28. Oktober 1877 umfaßte 328 Republikaner gegen 208 Konservative, welche letzteren am Ende der Legislaturperiode 1881 bis auf 141 zusammengeschmolzen waren. Die Neuwahlen des 21. August und 4. September 1881 brachten darauf den Republikanern den glänzendsten aller Siege: 467 Republikaner gegen 90 Monarchisten. Hr. Constans leitete damals, wie heute, diese Wahlen als Minister des Innern. Es kamen nun das lange Ministerium Ferry, die Expeditionen nach Tunis und Tonking, die Einführung des Listenskrutiniums und dann die Neuwahlen des 4. und 18. Oktober 1885, welche 381 Republikaner und 208 Monarchisten in die Kammer entsendeten. Ein Überblicksbild der hierbei abgegebenen Wählerstimmen gestaltet sich folgendermaßen, unter Weglassung der kleinen Bruchteile:

	20. Febr. 1876	14. Oktbr. 1877	21. Aug. 1881	4. Oktbr. 1885
Abgegebene Stimmen	7400000	8000000	7100000	6700000
Republikanische . .	4100000	4400000	5200000	3600000
Monarchische . . .	3300000	3600000	1900000	3100000

Die Republikaner hatten somit im Jahre 1885 ungefähr 1 600 000 Stimmen eingebüßt gegen 1881, und die Differenz zwischen den auf sie gefallenen Stimmen und denen der Monarchisten belief sich nur auf etwa 500 000. Dies Verhältnis muß noch bedenklicher erscheinen, wenn man in Berücksichtigung zieht, daß die Zahl der eingeschriebenen Wähler von 9 600 000 im Jahre 1876 auf 10 300 000 im Jahre 1885 gestiegen war, und daß von diesen letzteren nur 6 700 000 votiert haben. Es hatte sich sonach die ungeheure Masse von 3 600 000 Wählern im Jahre 1885 der Stimmabgabe enthalten und damit jedenfalls eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen die Republik dokumentiert. Bei der diesmaligen gewaltigen Wahlpropaganda wird voraussichtlich die Zahl der nicht Stimmenden eine erheblich geringere werden. Vermutungen aber darüber anzustellen, nach welcher Seite hin sich diese Stimmen wenden könnten, wäre natürlich mehr als gewagt. Immerhin zeigt die obige Statistik, wie zahlenmäßig gefährdet die Position der Republikaner im Lande geworden ist, und wie es der Anspannung aller ihrer Kräfte und der höchsten Anstrengung ihrerseits bedürfen wird, damit ihre Gegner nicht das Übergewicht bei den Wahlen gewinnen.

Bern, 31. August. (W. T. B.) Der Graveur Albert Nicolet in Chaux de Fonds, welcher sich als Verfasser des Manifestes der Schweizer Anarchisten bekannt hat, ist verhaftet worden.

London, 31. August. Die Direktoren der Dockcompagnien haben das gestern von den Werftenbesitzern entworfene und von dem Streikausschuß angenommene Abkommen, welches gewisse Konzessionen enthielt, heute nachmittag mit der Erklärung abgelehnt, die Vorschläge nicht acceptieren zu können, jedoch etwaige ihnen von den Arbeitern zugehende Beschwerden in Erwägung ziehen zu wollen.

— 30. August. (Frkf. Ztg.) Die Not unter den streikenden Dockarbeitern wird täglich größer. Die Gelder für den Streikfonds fließen nicht reichlich genug, um alle Notleidenden unterstützen zu können. Es ist daher auch leicht zu erklären, daß sich an den üblichen Umzügen und Kundgebungen immer weniger Leute beteiligen. Die Dockverwaltungen behaupten, daß während der letzten Tage gegen 2000 Arbeiter in den verschiedenen Docks wieder zu den alten Lohnsätzen arbeiteten, aber die Führer des Ausstandes stellen dies in Abrede. Die Not im Osten nimmt mit jeder Stunde zu und die Polizeibehörden fürchten, daß, wenn der Ausstand noch einige Tage anhält, Ausschreitungen und Gewaltthaten seitens der ausständigen Arbeiter unvermeidlich sein würden. Mehrere Gewerke, darunter der Setzerverband, haben erklärt, daß sie sich an einer allgemeinen Arbeitseinstellung nicht beteiligen würden.

— 1. September. Der Generalausschuß der streikenden Dockarbeiter hat das Manifest, welches im Falle der Nichtannahme der Forderungen der Dockarbeiter einen allgemeinen Streik empfiehlt, zurückgezogen und richtet nun an die Gewerkvereine Englands und des Auslandes das Ersuchen, finanzielle Unterstützungen für die Streikenden beizusteuern.

St. Petersburg, 30. August. Ein der „Pol. Korr." zugehender Bericht weist darauf hin, daß die in russischen Armeekreisen schon seit geraumer Zeit bestehende Bewegung, welche sich gegen die Aufnahme von Offizieren fremder Nationalität in den Verband des russischen Heeres und insbesondere gegen die Verwendung derselben als Instruktionsoffiziere richtet, in den jüngsten Tagen in prononcierter Form zu Tage getreten sei. Veranlaßt wurde diese Erscheinung durch die kürzlich erfolgte Einreihung eines derartigen Offiziers in die russische Armee, ein Vorgang, der in der russischen Presse zum Gegenstande abfälligster Besprechungen gemacht wurde. Man betone in den erwähnten Kreisen, daß die ausgezeichneten Leistungen der einheimischen Instruktionsoffiziere die Heranziehung fremdländischer durchaus als überflüssig erscheinen lassen und daß die seitens der russischen Kriegsverwaltung bisher in dieser Richtung geübte Gepflogenheit überhaupt manche Unzukömmlichkeiten mit sich bringe und solche insbesondere im Falle einer kriegerischen Verwicklung zur Folge haben könne. — Dies paßt alles vortrefflich zu den bisherigen Meldungen aus Rußland.

— Von der russischen Grenzbewachung giebt das in Insterburg erscheinende „Insterburger Tageblatt" ein Bild. Unter dem 27. August berichtet das genannte Blatt von der Grenze u. a. folgendes:

---

keinem Menschen zur Last gefallen . . . verzeihen Sie nur! Aber Sie selber sind schuld."

„Ja, ich bin schuld", sagte Fräulein Dora und nickte ihm aus ihrer Sofaecke zu. „Und nun weiß ich, was ich gern wissen wollte, und was mich nun, da ich es weiß, gar nicht überrascht: daß Sie an Ihrem Platze sind, arbeitend in einer Wissenschaft, die eine bedeutende Zukunft hat, und daß Sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, dazu berufen sind, in der Herbeiführung dieser Zukunft eine Rolle zu spielen — daß man stolz auf Sie sein kann, was man auch, ganz für sich und im Stillen, schon längst war —"

Jetzt starrte er sie geradezu an, ohne ein Wort finden zu können. Die Offenbarung — dieses geistigen Anteils zunächst — hatte etwas Überraschendes. Ihre Augen aber leuchteten unerschrocken in die seinen, das reizende Gesicht, mit eigentümlich erhöhtem Ausdruck, hatte sich ihm zugeneigt; auch er beugte sich vor und ihre Hände begegneten sich.

„Ich danke Ihnen", sagte jetzt endlich Felix, der schlanken Hand, die seine Rechte ergriffen hatte, einen kameradschaftlichen Druck angedeihen lassend. Seine eigene Hand war nervig und männlich, warm und voll Leben; eine Hand, in deren Griff das feine, scharfe Beobachtungsvermögen der forschenden grauen Augen sich fortzusetzen schien, daher Dora ihm die ihre wie in einer Art Verlegenheit jetzt rasch wieder entzog. Und fast als sei sie der Unterbrechung froh, blickte sie jetzt der eintretenden Gesellschafterin entgegen, die Wein und Gläser brachte.

„Sie müssen mir einmal Bescheid thun", sagte sie, indem sie einschenkte. Er meinte neckend: „So ganz außer der Zeit, Fräulein Berninger?" — worauf sie ebenso erwiderte: „Es ist nur, damit sie nicht denken, in einem Mädchenhaushalte gäbe es dergleichen nicht. Und dann — der Wein ist wirklich gut; noch von des Vaters Auswahl, der die Sache verstand. Ich bilde mir etwas darauf ein — und es sind jetzt so wenige, die ich damit erfreuen kann. Ich hoffe, Sie sind einigermaßen Kenner", sie lächelte, „schon als Chemiker —"

Auch er zeigte lachend unter dem Bärtchen seine hübschen gesunden Zähne.

„Meine Chemie, da sie nur zur Entdeckung des minder Guten dienen könnte, darf hier nicht in Betracht kommen. Allzuviel Gelegenheit, eine feine Weinzunge auszubilden, habe ich übrigens nicht gehabt", fügte er ehrlich hinzu. „Der Vater ist gewissermaßen dafür berühmt, uns Jungen jedoch hat er, was ich ihm auch weiter nicht verdenken will, zum selbständigen Probieren nicht häufig zugelassen. Aber ich möchte annehmen, die Vervollkommnung des Geschmacksorgans vererbe sich: wenn mir einmal etwas gutes vorgekommen ist, habe ich das, auch ohne weitere Vorübung, immer gewußt." Er hob das Glas: „Auf Ihr Wohl denn, Fräulein Dora" — trank, hielt inne und trank wieder. „Das ist allerdings ein wundervoller Wein — von höchst eigentümlicher, feiner Blume — eine Seltenheit — wie seine Spenderin, weit über dem Gewöhnlichen!"

Der verhaltene Ernst in den letzten Worten verhinderte dieselben, als eine grelle Schmeichelei zu erscheinen. Doch aber schien Dora damit nicht zufrieden. „Das ist ein zweifelhaftes Kompliment," sagte sie. „Das heißt für mich, nicht für den Wein. Ich habe nämlich bemerkt, daß trotz aller ihrer Versicherungen des Gegenteils die gebildeten Männer in Deutschland immer und immer wieder durch die That beweisen, wie sie die Frauen gar nicht gewöhnlich genug haben können."

Felix schwieg einige Augenblicke und sagte dann weiter nichts als: „Ich glaube, daß Sie vollkommen Recht haben, Fräulein Berninger."

Das Gespräch war ernsthaft geworden, und Dora, durch die Erfahrung belehrt, wie sehr die meisten Menschen den Ernst fürchten, mochte selbst ihrem jungen Günstling diese Probe noch nicht zumuten. Sie brach ab. Auch ihr selber war es übrigens wenig um Erörterungen zu thun, und um das Wechselgespräch überhaupt nur, weil bei demselben die Augen einander immer wieder begegneten. Schien es doch, als lasse der junge Mann die seinen heute auch nicht ungern diesen Weg machen.

Endlich stand Felix hastig auf; der Besuch hatte schon viel länger, als bei einem ersten Male üblich ist, gedauert.

Als sie sich zum Abschied die Hand gaben, sagte Fräulein Dora noch — fast schüchtern, wie diese junge Dame sonst niemals zu sprechen pflegte:

„Um diese Zeit bin ich fast immer zu Hause. Und Sie wissen nun den Weg."

„Ja; ich werde ihn wieder finden," war die einer mehrfachen Deutung fähige Antwort ihres Besuchers, und dann empfahl er sich. —

7.

Kaum vier Tage waren seit des jungen Leupoldt Besuch bei Dora vergangen. Dora hielt eben den letzten eingelaufenen Brief seiner Mutter in der Hand, nicht willens, die gute Frau in ihrer Korrespondenz zu vernachlässigen, und ebenso wenig im Falle, ihr, die gewünschte Antwort auf die Frage: „wann das stolze weit gereiste Fräulein denn wieder einmal ihre einfachen, aber aufrichtigen Freunde „im alten Schlößchen' ihrer Gegenwart würdigen werde," mit einem Versprechen ihrer baldigen Antwort zu erteilen. Nein . . sie konnte jetzt nicht von hier fort . . . Berlin war gerade jetzt nicht so leer für sie, wie es auch eine Stadt von einer Million und vierhundert Tausend Einwohnern recht wohl zu sein vermag.

Aber schreiben wollte sie. Schon sich in Gedanken mit der Commende und ihren Bewohnern zu beschäftigen, hatte seinen leisen Reiz. Wie oft hatte sie es gethan in den letzten zwei Jahren, sogar noch unter den fernsten, fremdartigsten Menschen und Dingen, und sich einzelne Scenen, die sie dort erlebt, und Gespräche, die sie gehabt oder mit angehört hatte, Wort für Wort im Gedächtnis wiederholt.

Da trat die alte Gesellschafterin in die Thür. „Fräulein Dora, der Herr von neulich —" meldete sie in der formlosen Weise, zu der sie privilegiert war.

„Welcher, Marianne? Du bist wahrhaftig so kurz angebunden, wie der Feldmarschall Blücher!" Dora lachte, aber sie war rot geworden.

„Nun, der junge schlanke Mann. Soll ich ihn noch nach seinem Namen fragen? Er hätte ihn ja auch sagen können —"

„Herr Leupoldt — für den Du den Markobrunner heraufgeholt hast?" sagte Dora.

„Ja, derselbe. Ich habe ihn gleich in den Salon geführt", sagte die Alte.

Fräulein Dora konnte vermuten, daß dieser so rasch dem ersten nachfolgende Besuch von Felix einen